Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schöne Literatur

Der Krieg im Roman. Der Krieg mit seinem millionenfachen Menschenschicksal ist auch zu einem künstlerischen Erlebnis geworden. Seit einem Jahre sind unzählbare Kriegsromane und -novellen erschienen. Aber gerade die Allgemeinheit der Stimmungen und Empfindungen zwingt uns zur gewissenhaftesten Prüfung, denn ein Kunstwerk hat immer ein persönliches Erlebnis zur Voraussetzung; dazu Anschauung und die Fähigkeit der Gestaltung. So mancher glaubt aber jetzt ein Dichter zu sein, der seine Seele bloß hat mitschwingen lassen.

Aus der schmerzhaften Werdezeit des deutschen Gedankens holt sich Max Dreyer seine Menschen und Bilder. Sein Roman „Der deutsche Morgen. Das Leben eines Mannes" (L. Staackmann, Leipzig, 1915) führt in die Jahre nach den Freiheitskriegen, in die Zeit der teutschen Schwärmerei, des gährenden, glühenden Deutschgefühls, in die Schwüle der Demagogenriecherei. Fast behäbig ruhig rollt anfangs der Fluß der Erzählung, in dem sich der Drang und die Mühsal der Menschen von damals spiegeln, bis der Fluß zum tosenden Strome wird, dessen Kraft und Fülle mit fast atemraubender Melodie an uns vorüberrauscht. Es ist das Leben eines Mannes, das ein Glaube war und eine keusche, rauhe, märkisch-gerade Tat.

Endlich erzwingen Notwendigkeit und ein kluger, eiserner Mann die Erfüllung des Traumes. Der neue Krieg bringt Wohlstand und Aufschwung. Wer tatkräftig die Gründerzeit auszunutzen versteht, wird bald ein reicher Mann. Aber was wird aus den Söhnen, die nur das Erbe der Väter antreten? Diese beiden Generationen, die der Emporkömmlinge und die der Söhne, wollte Horst Schöttler in seinem Roman „Zwischen zwei Kriegen 1870—1914." (L. Staackmann, Leipzig, 1915) zeichnen. Leider hat er nicht die kraftstrotzende Natur Omptedas nicht dessen fest zupackende Art. Er ist ein Analytiker, er zerfasert Seelen. Die großzügige Synthese dieser Generationen, die wir nach einigen Andeutungen erwarten, versickert und zerfließt in Lebensaugenblicke zersprungener Seelen. So fehlt es dem Roman an innerem Halt und Rhythmus.

Der neue große Krieg bricht an. Unter dem heiligen Ernst und dem leuchtenden Lachen der ersten großen Stunden hat Thea von Harbou ihr Buch „Der unsterbliche Acker" (J. G. Cotta, Berlin und Stuttgart) geschrieben, in dem die unerschütterliche Zuversichtlichkeit lebt, daß ein solches Volk nie untergehen kann. Man spürt in ihm den Atem einer lebendigen Seele, die sich hineingegrübelt und hineingefühlt hat in das deutsche Herz. Und ohne Phrase, ohne weichliche Sentimentalität, mit der unbekümmerten Sachlichkeit eines Arztes, aber auch mit wunderreicher Frauenliebe zeigt sie uns das Bild dieses zuckenden und pochenden Herzens.

Jeden ergreift die Begeisterung des Zorns. Aber mancher wird in die Fessel der Untätigkeit gezwungen. So enthüllt uns Friedrich Lienhard in seinen letzten Erzählungen „Der Einsiedler und sein Volk" (Stuttgart, 1915, Greiner und Pfeiffer), in denen er die kulturhistorische Anekdote bis zur geschauten Szene ausmalt oder in einem plötzlichen Erlebnis das ganze Lebenslos eines Menschen aufleuchten läßt, das Schicksal eines unnütz Wartenden, der sich den Strick um den Hals legt, weil da draußen Taten geschehen, zu denen sie ihn nicht brauchen; das Schicksal derer, die im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schatten bleiben müssen und sich doch im Entsagen verzehren.

Draußen geschehen Taten. Aber mir scheint, sie verlieren, wenn man sie erzählt. Was zum Beispiel den Kriegserzählungen des Mitkämpfers Richard Sexau „Blut und Eisen" (G. Müller, München, 1914) fehlt, ist die Einfachheit. Vieles ist zu romanhaft ausgemalt, namentlich alles, was sich im Lager der Franzosen abspielt. Manches zu genrehaft, Gartenlaube. Und nur, wo er blutdurchtränkte Landschaften schildert, Handgemenge und Sturmangriffe, erhebt er sich zu einer gewissen Größe der Anschauung.

Auch die in der Heimat verspüren die befreiende Sturmkraft des Krieges. Ferdinand Künzelmann bringt in seinen „Spionen" (Robert Markiewicz, Berlin) neben unbedeutenden Detektivgeschichten zwei Erzählungen von eigentümlicher Herbheit. Der Krieg als Klärer der Seelen. Der Mann, still und mit warmem Herzen, der das Sichhingeben von seiner Braut als Geschenk erwartet, die nicht schenken kann, was man ihr nehmen soll, und die harte, strenge Mutter, die das uneheliche Kind des gefallenen Sohnes zu sich nimmt.

Auch Klara Hofer gibt uns in ihrer Erzählung „Das Schwert im Osten" (J. G. Gotta, Stuttgart und Berlin) ein Beispiel für die klärende und kräftigende Macht des Krieges. Die Polin ist in ihrer schmeichelhaften, katzenähnlichen Art dem Deutschtum ihres schwachen Mannes immer ausgewichen. Bei Ausbruch des Krieges verläßt sie ihn in polnischem Fanatismus, da er freiwillig ins Heer eintritt. Überwältigt von der Heiligkeit und Gerechtigkeit des Krieges findet sie schließlich wieder den Weg zu ihrem deutschen Mann, dessen Sinn unter der Unbeugsamkeit des Krieges härter und männlicher geworden ist. Man würde dem Roman unrecht tun, wenn man in ihm nur eine Allegorie sähe. Er ist mit Leidenschaft und innerer Glut geschrieben.

Die Tragödie der am Kriege Wunden führt Peter Dörfler in seiner Erzählung „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich" (Kempten und München, 1915, Jos. Kösel) vor uns auf. Dem zarten, glassprödeu Lehrerfräulein bricht das Herz, als der Sarg mit dem gefallenen Geliebten vor ihrem Hause vorbeigetragen wird. Und alles, Tragödie und Komödie, das Hinsterben des überzarten Herzens, der Geiz der Goldverscharrer und selbstsüchtigen Kuchenesser, der tapfer verhüllte Schmerz und das Abenteuer eines lahmen und triefäugigen Gauls, ist umwoben von nächtlichem Kirchhofszauber, von Weihrauchduft und dem Glanz blutroter Kerzen, die im wehmütigen Dämmerlicht der Kirche flackern. Himmel und Erde, Licht und dunkle Bäume mit ihren geisterhaften Zweigen spuken mit hinein. Dr. Fritz Roepke

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, **des Verlags und der Schriftleitung:** Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG